

bewältigen. Und er hat – wiewohl sich in seinen Schriften auch auf Träume, Imaginationen und Phantasien, auf Erkenntnis durch das „Irrationale“ und auf die verborgene Ordnung des Chaos berufend – die Möglichkeiten technischen Fortschritts in Rechnung gestellt: „Planer und Architekten müssen ihr Werkzeug aufrüsten – für eine *moving society*.“ Ein praktisches Beispiel dafür hat er mit einem seiner letzten Projekte selbst geliefert: dem „recupero“ des seit Jahrzehnten verlassenem und verfallenen La Colleta di Castelbianco auf dem Hügel über einem engen ligurischen Tal (Heft 3/2000). Äußerlich ist es eine – historisch korrekte – Restaurierung der Felssteingebäude in engen Gassen mit weißen Fensterfaszias und kleinen Dachterrassen: ein pittoreskes Ausflugsziel. Drinnen aber sind die Wohnungen mit den alten gewölbten Räumen mit allem neuzeitlichen Komfort total verkabelt. Wer hier wohnt, kann seine Geschäfte per Internet aus dem Hinterland besorgen. In den vergangenen Jahrzehnten hatten Investoren mit verschiedenen Projekten die Wiederbelebung dieses Ortes versucht – immer mit Tourismus-, Freizeit- und Eventprojekten. Erst de Carlos Konzeption einer integrierten Nutzung – die natürlich in der Praxis auch die Zweitwohnungen für betuchte Genueser, Mailänder und Turiner beinhaltet, samt Spielwiese für die Kinder im Internet-Café – hat das alte Ensemble zu neuem Leben erweckt. Nicht nur die Arbeit von Giancarlo de Carlo verdient einen eigenen Rückblick, auch die Projekte, die er in *Spazio e Società* veröffentlichte, sind zumindest erneuter Besichtigung wert. Darunter finden sich viele von Mitgliedern der Gruppe TEAM X. Sie sind individuell bekannt und angesehen, aber der Impetus, der sie zusammenführte, die Sinnuche, die sie verband (in Einzelfällen auch wieder trennte) ist heute vielen nicht mehr geläufig. Doch dem kann abgeholfen werden: Im September dieses Jahres erscheint in Rotterdam ein Buch, herausgegeben von Max Risselada, das alle diese damaligen „Outsider“ im Zusammenhang vorstellt. *Lore Ditzen*



Oberpfalz Industriedenkmalpflege

Wie definiert sich ein Denkmal? Muss es „schön“ sein? Fern von malerisch restaurierten Altstädten stellte das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz im Juni auf einer Fahrt durch die Oberpfalz eine Reihe von Gebäuden vor, die nicht so recht in die populäre Vorstellung eines Denkmals passen wollen. Die Reise beschäftigte sich mit Produktionsstätten, die von der bewegten industriellen Vergangenheit der Region erzählen. Was passiert nun mit diesen Gebäuden, die eher von funktionaler als von klassischer Schönheit sind und bei denen oftmals allein die Architekten ins Schwärmen geraten? Wie können sie erhalten werden, da doch die Mittel allerorten immer knapper werden? Das Rezept erscheint auf den ersten Blick ganz einfach. Man nehme: eine Nutzung. Ausgediente Industriebauten sind geprägt von alten Produktionsweisen und Arbeitsabläufen, die oft ebenso wie die ihnen baulich maßgeschneiderte Hülle unwiderruflich der Vergangenheit angehören. Will man nicht nur die Fassade, sondern auch den Inhalt erhalten, bleibt eigentlich nur eins: die Nutzung als Museum. Auf eben diese Weise versucht das Europäische Porzellanmuseum in Selb-Plößberg, einer Porzellanfabrik aus dem Jahre 1866 neues – bzw. altes – Leben einzuhauchen. Hierfür wird ein Bild erzeugt, das Authentizität vermitteln soll, in Wirklichkeit aber das Ergebnis eines mühsam zusammengesetzten Puzzels ist: Neue „alte“ Dächer und Böden, Steckdosen und Paneele aus anderen Fabriken und antike Scheiben aus dem Müll verschmelzen mit den tatsächlich noch vorhandenen Gebäudeteilen und werden in einen scheinbaren Gegensatz zu modernen Einbauten gesetzt. Gebrauchsspuren werden konserviert, sofern ihr Erzählcharakter dem Thema des Museums dient. So soll die „Seele“ des

Baus erhalten bleiben, der dabei aber wie vor 100 Jahren nur pragmatische Kulisse seiner Nutzung bleibt. Im Gegensatz hierzu steht das Gebäude, das die Firma Rosenthal 1968 in Amberg für ihre Glasproduktion errichten ließ: Im ehemaligen „Thomas-Glaswerk“ wird heute immer noch Glas produziert – was zumindest die Frage nach Nutzung und Authentizität zu erübrigen scheint. Das Glaswerk wurde von Walter Gropius nach dem neuesten Stand der damaligen Technik entworfen. Die Form entstand in klassischer Weise aus der Funktion: Die Ofenhalle, in der durch die Glasschmelze extrem hohe Temperaturen herrschen, kann durch die Ausnutzung der Thermik über den Dachfirst natürlich entlüftet werden. Um ein auch sozial angenehmes Klima für die Arbeiter zu schaffen, hat Gropius die Halle so transparent wie möglich gestaltet. Sowohl die beiden Giebelseiten als auch alle vertikalen Flächen der gefalteten Dachkonstruktion sind vollständig verglast, raumhohe Fenster öffnen den Arbeitsbereich zu grünen Höfen. Die heutigen Nutzer empfinden ihre architektonisch hochwertige Hülle allerdings eher als Last, denn die Produktionsabläufe haben sich seither grundlegend geändert. So haben sie eine der Giebelseiten kurzerhand mit Wellblech abgedeckt, und auch die sorgfältig konzipierte Entlüftung wird nicht mehr genutzt, da sie den hochtechnisierten Maschinen schaden könnte. Also setzen sich die öligen Dämpfe seit Jahren ungefiltert an der Veglasung ab, die sich farblich dem Beton angeglichen hat. Regelmäßige Reinigung? „Zu teuer.“ Und bei der Dicke des Ölfilms inzwischen auch nicht mehr praktikabel, so dass nur ein Auswechseln der Fenster Besserung bringen würde. Die wenigen Mitarbeiter, die noch zur Bedienung der Maschinen benötigt werden, können die grünen Höfe deshalb nur schemenhaft erkennen, die Pause verbringt hier niemand. Das hat

Moderne Produktion versus klassische Moderne: Im Inneren des Amberger Glaswerks von Walter Gropius laufen hochtechnisiert produzierte Gläser an der vielerorts zersplitterten Fassade vorbei. Fotos: Brigitte Schultz, Berlin



eine Verwilderung der Bereiche zu Folge, die zugegebenermaßen in äußerst reizvollem Gegensatz zu dem Sichtbeton des Gebäudes steht. Den schmerzlichen Eindruck, der Architekten bei der Betrachtung des letzten von Gropius noch persönlich realisierten Werks befällt, kann dies nicht aufwiegen. Der einst so zeitgemäße Bau ist hinter seiner immer noch modern anmutenden Hülle von der Zeit überrollt worden. Die unbekümmerte Art, in der dieses Denkmal dennoch weiter genutzt wird, hat bei aller Ignoranz auch etwas Erfrischendes und wird von Denkmalschützern durchaus gut geheißen. Hier zeigt sich eine Einstellung gegenüber dem baulichen Erbe, die sich dem Stillstand verwehrt und sich auf die Zukunft konzentriert. Ein Beispiel, wie diese Haltung zu produktiven Ergebnissen führen kann, ist das Areal der ehemaligen Buntweberei Benker in Marktrechwitz, das Teil der grenzübergreifenden Gartenschau 2006 ist. Die z.T. schon 1872 errichteten Industriegebäude werden in ein Gesamtkonzept eingebunden, das einerseits von dem historischen Flair profitiert und andererseits einer zukünftigen Nutzung den Weg ebnet. Dabei wird schon mal eine Shed-Halle aus dem Jahr 1895 in der Mitte „abgesägt“, um räumliche Zusammenhänge zu stärken. Dies scheint respektlos, ermöglicht es aber, den historischen Bau ohne Verlust seines Charakters in die Zukunft zu retten. *Brigitte Schultz*

Luzern Architekturgespräche. Hotel Zukunft

In den nächsten Tagen wird in Madrid das Hotel Puerta América eröffnet. 14 international bekannte Architekten und Designer entwarfen die Ausstattung für jeweils einen Stockwerk – u. a. Jean Nouvel und David Chipperfield, Arata Isozaki und Zaha Hadid, Ron Arad und John Pawson. Mit diesem Overkill an Gestaltung scheint ein Trend nachgerade potenziert zu sein, der 1984 einsetzte, als an der Madison Avenue in New York das Hotel „Morgans“ eröffnete: Andrée Putman hatte für Ian Schrager ein Hotel konzipiert, das den gesichtslosen Kettenhotels den Kampf ansagte. Philippe Starck war es dann, der die Idee des Designhotels für Schrager perfektionierte und popularisierte. Heute sind Designhotels keine Nischenprodukte mehr, sondern ein umsatzstarker Teil des Gastgewerbemarktes. Und die Strategien, mit denen die Eigentümer und Betreiber vorgehen, haben sich diversifiziert. Neben intelligente und individuelle Lösungen, wie sie zum Beispiel mit dem Lloyd Hotel in Amsterdam oder dem Hotel Castell in Zuoz (Heft 10) umgesetzt wurden, treten aufdringliche Konzepte, bei denen Gestaltung sich auf die hilflose Addition von präzisen Einzelobjekten beschränkt. „Hotel Zukunft“ lautete das Thema der ersten Architekturgespräche Luzern, die das zwischen 1998 und 2002 im jährlichen Turnus abgehaltene Architektur-Symposium-Pontresina ersetzen. Dabei ist das Kalkül der Veranstalter aufgegangen, die Zahl der Besucher durch einen besser erreichbaren Veranstaltungsort, eine Konzentration des Programms auf zwei Tage und niedrigere Teilnahmegebühren zu erhöhen. Mit der Frage nach der Zukunft des Hotels hatte man ein Thema gefunden, das in Luzern selbst zwangsläufig auf Interesse stößt und überdies ein breites Publikum zu faszinieren vermag. Gleichzeitig verführt es aber zu allzu stromlinienförmigen und kritiklosen Präsentationen – wie beispielsweise zu jener von Karim Rashid, der weniger durch seine gemeinhin überschätzten Designkonzepte denn durch seine begnadeten Qualitäten als Selbstdarsteller zu faszinieren vermochte. Der Werberslang mit seinem ostinaten Wortgeklingel aus Kreativität, Emotion, Mobilität, Individualität und Entschleunigung brach sich auch in anderen Vorträgen Bahn; etwas mehr an theoretischer Reflexion hätte gut getan. Alles

in allem war die Wahl der Referierenden aber geglückt. Thomas Willemit vom Büro Graft, Berlin, stellte das Hotel Q! in Berlin vor, das als das überzeugendste Designhotels der letzten Jahre in Deutschland gelten kann, Joachim Hauser aus München präsentierte das gigantische Unterwasserhotel Hydropolis, das derzeit in Dubai entsteht, die Zürcherin Pia Schmid ein Hotelschiff für den Nil. Zu den im Augenblick erfolgreichsten Hoteldesignern zählt der Ex-Memphis-Protagonist Matteo Thun, der 2001 gemeinsam mit Alsup & Störmer und Robert Wilson das Side Hotel Hamburg realisierte und unlängst das Vigilius Mountain Resort im Südtiroler Oberland fertig stellte (Heft 10). „Als Clown bin ich gescheitert“, so kommentierte Thun seine Memphis-Vergangenheit und optierte für eine Hotelkonzeption jenseits modischer Zuspitzungen. Design, so einer der aktuellen Trends, bedeutet nicht mehr allein die Ausstattung von Zimmer und Lobby, sondern die Schaffung komplexer Erlebniswelten. Das kann bis hin zu den Ideen von Zwölf-Sterne-Luxushotels führen, die derzeit in den Arabischen Emiraten in Planung sind. Die Zahl der Superreichen steigt weltweit; insofern scheint hier ein Zukunftsmarkt zu bestehen. Andererseits wächst die Nachfrage nach günstigen und doch gut gestalteten Unterkünften. Hier könnte das von dem durch die Kette YO!Sushi bekannten Unternehmer Gerard Greene entwickelte Konzept YOTEL neue Wege weisen. Inspiriert von japanischen Kapselhotels, sollen die auf zehn Quadratmeter minierten Zimmerboxen überall dort abgestellt werden können, wo sich Platz findet: auf städtischen Brachen, unter Hochstraßen, auf Dächern, auf Flughäfen. Entworfen wurde die Ausstattung vom Designbüro Priestman Goode, das auch für die Kabinen des neuen Airbus A380 verantwortlich zeichnet. Dass Hotels als Orte der Öffentlichkeit auch eine Rolle für die Zukunft des Städtischen spielen, erläuterte abschließend Will Alsup anhand einer Reihe von Planungen für den Norden Englands. Im Rahmen von Projekten für Barnsley, Bradford und Manchester sollen Hotels zu „neuen Zentren der Urbanität“ werden, zu Orten, „an denen Lokales und Internationales aufeinander trifft“. *Hubertus Adam*

wer wo was wann

Die FH Bochum lädt am 13. Juli um 18 Uhr zu einer Informationsveranstaltung über das zweijährige Aufbaustudium **Städtebau NRW** ein, das ab dem Wintersemester erstmals angeboten wird. Bewerbungsschluss ist der 15. August, die Studiengebühr beträgt 4800 Euro. FH Bochum, Blue Box, Lennerhofstraße 140. Näheres unter Tel. (0221) 400 96 24. www.master-staedtebau-nrw.de

Am 18. Juni hat der Verband Deutscher Architekten- und Ingenieurvereine Enrico Santifaller mit dem **DAI Literaturpreis** geehrt. Der Frankfurter Journalist erhält die Auszeichnung, die alle zwei Jahre im Wechsel mit dem Großen DAI Preis für Baukultur verliehen wird, für „sein literarisches Wirken und die damit verbundenen Verdienste um die Baukultur in Deutschland“.

Liebe deine Stadt ist ein Projekt, mit dem im Zeitraum eines Jahres jeden Monat ein herausragendes Kölner Bauwerk der 50er und 60er Jahre ausgezeichnet wird. Das erste „Gebäude des Monats“ ist das Parkhaus und Hotel des Architekten Ernst Nolte an der Großen Sandkaul aus dem Jahr 1957. Die Verleihung der überdimensionalen Preis-schleife, die an der Fassade angebracht wird, findet am 15. Juli um 19 Uhr statt, Hohe Straße 30. Zur Finanzierung des Projektes wird eine auf 100 Stück limitierte Edition von Architektur-Fotografien aufgelegt. Die erste Ausgabe „Oper Köln“ kostet 330 Euro und kann telefonisch unter (0221) 80 1 73 56 bestellt werden. www.liebedeinstadt.de

Noch bis 29. Juli kann man sich an der Architectural Association London für das Aufbaustudium **Histories and Theories** bewerben. Das Programm umfasst neun Kurse, unter anderem Grundlagen europäischer Ästhetik seit dem 18. Jahrhundert, Geschichte und Theorien der Moderne, Entwicklungen nach der Postmoderne sowie zeitgenössische Raumkonzeptionen. Die Gebühr für den einjährigen Masterstudiengang beträgt 9800 Euro. www.aaschool.ac.uk/ht

Vom 8. bis 24. Juli sind die Arbeiten des **Bauwelt Preis 2003** mit insgesamt 35 „ersten Häusern“ ein allerletztes Mal zu sehen. Die Ausstellung im Kasseler KAZ im KuBa ist Mi–Fr 17–20, am Wochenende von 15–19 Uhr geöffnet. Friedrich-Ebert-Straße 153, 34119 Kassel, Tel. (0561) 70 77 50.